

# Frauenstimme

Nr. 6 + 44. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

17. März 1927

## Geschlechtsmoral und Lebensglück.

Unsere Zeit beschäftigt sich außerordentlich viel mit dem Sexual- und Eheproblem, ein Zeichen dafür, daß um neue Bindungen und Wertungen gerungen wird. Ein Wort wie „Ehekrisis“, ein Vorschlag wie den einer „Zeit- oder Probeehe“ zeugen davon. Die Gestaltung des Eherechts in Rußland ist ein praktischer Versuch, eine neue Eheform zu finden.

Die Frage geht darum: Wird die heutige Form der dauernden Einehe Bestand haben, ist sie die beste Lösung des Sexualproblems? Die einen behaupten, die anderen verneinen es. Die ersteren möchten Ehe- und Familienleben nach dem Muster vergangener Jahrhunderte wiederherstellen und dadurch festigen, daß sie den Befreiungskampf der Frau um Gleichberechtigung, den Eingriff der Wirtschaftsverhältnisse in die Familie nicht anerkennen, die Frau vielmehr zur festeren Bindung wieder in die Anschauungsweise und Schicksalheitsbegriffe früherer Zeiten zwingen wollen; die anderen wollen das Zusammen- und Auseinandergehen in der Ehe so erleichtern, daß von einer dauernden Bindung kaum mehr die Rede sein kann; für die der Gemeinschaft entsprossenen Kinder soll Vater und Mutter, bei Nichtvermögen die Allgemeinheit sorgen.

Unbestritten ist — und August Bebel war einer der ersten, der weiten Kreisen die Erkenntnis vermittelte —, daß die Ehe als engste und ursprünglichste Form der Gemeinschaft jeweils ein getreues Spiegelbild der Wirtschafts- und Herrschaftsverhältnisse der bestehenden Gesellschaftsform und also Wandlungen unterworfen ist. Das Eherecht ist der Niederschlag der rechtlichen Stellung der Frau im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben, ihrer Abhängigkeit vom Mann. Anzunehmen aber ist, daß die Form der dauernden Einehe ein Fortschritt gegenüber der Paarungs- und Zeitehe früherer Zeit ist und als höhere Entwicklungsform ihren Platz behauptet, wenn sie sich nur rechtlich den neuen Verhältnissen anpaßt. Denn der ethische und erzieherische Gehalt einer dauernden Verbindung ist nicht zu übersehen, der darin liegt, daß zwei Menschen in gegenseitiger Liebe und Sympathie sich zu einer Gemeinschaft verbinden. Sicher haben die wirtschaftlichen Verhältnisse die Familie des vorigen Jahrhunderts, wie sie Schiller in der „Glocke“ befang, aufgelöst, die Benutzung des gleichen Hausrates, die gleiche Schlafstelle und derselbe Speisetisch sind oft die einzigen einigenden Punkte, aber zwischen Mann und Frau besteht doch eine festere Bindung. Kann sie so fest geschürzt werden, daß sie die Form der dauernden Einehe behält trotz aller Wandlungen des äußeren Zusammenlebens?

Hier steht Müllers Buch, ein neues Buch des durch sein „System“ bekannten Dänen J. P. Müller, ein. Er untersucht, „ob nicht etwa eine höhere Entwicklung

des ehelichen Glückes sowohl qualitativ wie quantitativ möglich wäre und sich daher ein besserer Weg finden würde, als die Ehe aufzulösen und ganz neue Formen zu konstruieren“. Eine Unzahl von Ehen sind heute durch allmählich eintretende Gleichgültigkeit und sich ansammelnden Widerwillen gegen den Ehepartner unglücklich. Bei allen Ehen, die auf der einzigen moralischen Grundlage, die es für

Eheschließung gibt, geschlossen wurden, nämlich auf „unwiderstehlicher sinnlicher Anziehungskraft und seelischer Sympathie“ ist die Gewähr dauernden Glückes gegeben, wenn die Eheleute nicht vergessen würden, daß das Eheglück abhängig, ja geradezu bedingt ist von der Ausnutzung der physischen Glücksmöglichkeiten der Ehe. Die Glücksmöglichkeit kann aber nur voll ausgenutzt werden, wenn beide Teile gleich befriedigt werden, wenn außerdem Befriedigung des Geschlechtsirriebes nicht gleichbedeutend gesetzt wird mit der Verpflichtung der Erzeugung von zahlreicher Nachkommenschaft. Das eine könne geschehen mit vollster ethischer Berechtigung, ohne daß das andere die Folge sei, sobald die notwendige Aufklärung über Geburtenverhütung und Geburtenregelung in das Volk gebracht werde und die Verhütung mit natürlichen und hygienischen Maßnahmen, die ausführlich besprochen sind, durchgeführt werde. Mit scharfen Waffen zieht der Verfasser gegen die althergebrachte „christliche Moral“ zu Felde, die den Körper und die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse als „Böses und Sünde“ ansieht, eine Anschauung, die erst später die Kirche als christliche Meinung lehrte, so daß wir heute soweit sind, um mit einem Wort Keyserlings zu reden, „daß die meisten Abendländer auf Grund christlich asketischer Vererbung den Sinn der Ehe als berechtigte Erfüllung sonst sündhafter Wünsche verstehen“. Was für eine Welt von Nudarium enthüllen diese Worte. Geist und Leib sind gleich gut, die Erfüllung ihrer Bedürfnisse ist weder schlecht oder gut an sich, sie werden es erst dadurch, wenn man damit anderen Menschen Schmerz und Unrecht, oder Freude und Liebeszufügt. Nun gibt es aber kaum eine andere Bindung im Menschenleben, in der einem anderen soviel Freude und Befriedigung gewährt werden kann als in der Ehe. Freude schenken ist wahre Moral, während es die heutige unmoralische Gepflogenheit ist, nicht nach der Erfüllung der inneren Ehebedingungen, sondern nach der Korrektheit des äußeren Apparates bei der Eheschließung zu fragen; der Höhepunkt der Unmoral ist die „Vernunftehe“.

Trauungszeremonien sind nebensächlich, das Entscheidende ist die Liebe; nicht zusammenpassende Paare sollen sich mög-

### Vorfrühling.

Meine Sehnsucht weinte längst sich matt,  
Nun ist sie wieder aufgewacht  
Und ging mit mir  
Durch Straßen und durch Gassen  
Wo die müden, blaffen  
Großstadtkinder Marmeln spielten,  
Kreisel jagten,  
Und in Stuhlscherben  
Sonnenstrahlen sungen.

Und ich fühlte mich so großstadtmüde.  
Und ich spürte eine liebe Hand,  
Die mit mütterlicher Güte  
Fort mit zog  
In frühlingabanges Land.  
Und ich sah die Silberfächchen blüh'n,  
Haselnüsse gold'ne Wölchlein streu'n  
Und der Saaten junges Grün  
In der Sonne zittern.

Und ich segne aller Knospen Schwellen.  
Liebe öffnet mir die Rosentore  
Und aus tiefsterborg'nen Quellen  
Strömen Lieder.

Deuno Schönlank.

leicht rasch und leicht trennen können, bei den anderen aber wird keine Ermüdung und Erkältung der Liebe eintreten, sondern die Kraft der Liebe wird mit den Jahren erhöht werden können, wenn nur durch eine gewisse Technik der Ehe und die geübte physische Kultur beider Eheleute die geschlechtliche Liebe frisch erhalten bleibt. Ein Kapitel widmet der Verfasser der „Freimachung des Weibes“ von der „Zwangsjacke der falschen Geschlechtmoral“, von der Modetyrannei und dem Unheil der mangelhaften Körperpflege. Von hohem moralischen Gefühl durchdrungen sind die Ausführungen über die herrschende doppelte Geschlechtmoral, gegen die geltende Sitte, daß der Mann sich des Besitzes möglichst vieler Frauen rühmen wolle, aber glaube, die Objekte seines Vergnügens verachten zu dürfen und sich der Pflicht der Vaterhaft entziehen zu können. Abtreibung und Kindesmord sind die furchtbaren Folgen der Doppelmoral. Das wird sich erst ändern, wenn das Gebären des Kindes so wenig eine Schande sein wird, wie das Erzeugen. Wenn die Möglichkeit der Geburtenverhütung in allen Schichten des Volkes bekannt ist, wenn sich die Erkenntnis durchgesetzt hat, die Dr. A. Forel aussprach, „daß eine richtige und zweckmäßige Anwendung unschädlicher Mittel zur Regulierung der Kinderzeugung positiv ethisch ist, weil dadurch das Glück der Menschheit gefördert wird“, dann wird die Möglichkeit frühzeitiger Eheschließung und damit einer Gesundung der Sexualverhältnisse geschaffen sein. Die Eltern werden erst dann, wenn die wirtschaftliche Grundlage dafür geschaffen ist, sich fortplanzen. Die Qualität des Menschengeschlechtes wird gehoben, Säuglingssterblichkeit, Lebensverkürzung oder Verkümmern als Folge der Abtreibung werden immer mehr verschwinden. Eine Aufgabe unserer Zeit ist die Möglichkeit und Vorbedingung der Körperkultur zu schaffen, durch Einführung aller hygienischen Maßnahmen in Fabriken, Bureaus und Arbeitsräumen, durch Verkürzung der Arbeitszeit und Schaffung der Möglichkeit des Ausarbeitens und Ausspannens des Körpers in freier Luft. Ist die Bahn frei für physische Kultur, ist eine Vorbedingung der glücklichen, beide Teile befriedigenden Ehe erfüllt. Eine Zurückführung der Frau ins Haus, damit sie nur Frau und Mutter sein könne, liegt unserer Ansicht wohl nicht in der Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse, hier können wir dem Verfasser nicht zustimmen. Ebenso hätte unserem Gefühl nach die Auseinandersetzung in dem Kapitel „Christentum und Geschlechtmoral“, so gut sie durchgeführt ist, etwas weniger Raum einnehmen können, doch mag sie für die Millionen Menschen, die noch unter dem Zwange der althergebrachten falschen Moral stehen, notwendig sein.

Jedenfalls ist das inhaltsreiche Buch sehr lesenswert. Alle, die sich mit den Fragen der Ehe, der Geburtenregelung, der Freimachung und Gleichstellung der Frau auseinandersetzen wollen, müssen das Buch als Beitrag zur Lösung der Fragen in die Hand nehmen, um so mehr als der Verfasser auf die Verhältnisse der arbeitenden Frauen Rücksicht nimmt und mit erfrischender Deutlichkeit und Offenheit die Fragen anpackt, dabei praktische Lösungen und Möglichkeiten zur Gestaltung und Vervollkommen der Ehe aufzeigt.

Edith Hoereth-Menge, München.

Das Buch Müllers über „Geschlechtmoral und Lebensglück“ ist bei Grethlein u. Co. in Zürich erschienen.

## Wege der Geburtenregelung.

In der „Gesellschaft für Sexualreform“ sprach am 11. März Frau Dr. Ruben-Wolf über das Problem der Geburtenregelung. — Die Notwendigkeit der Regelung des Bevölkerungszuwachses sei, so führte die Vortragende aus, nicht eine „Erfindung der Neuzeit“. Abgesehen davon, daß bei den meisten Naturvölkern dieses Problem einfach durch Tötung des unerwünschten Nachwuchses gelöst werde, sei die Methode der Kindesaussetzung, die ja im Effekt auf das gleiche herauskomme, selbst bei so hochstehenden Kulturvölkern, wie den Griechen und Römern in Gebrauch gewesen, und selbst heute noch bestehe in China die Praxis, unerwünschte Kinder einfach über die Stadtmauer zu werfen. Die zweitbarbarischste Methode, die Abtreibung, sei auch im Orient weit verbreitet, und die „blutige Hebamme“, die Spezialistin für Abtreibungen, sei in den Harems eine bekannte und gefürchtete Erscheinung. Auch in Deutschland fordere die Abtreibungsleuchte jährlich unzählige Opfer, und neben dem § 218, der die Frauen den Kurfürstern in die Arme treibe, sei daran besonders der § 184 des Strafgesetzbuches schuld. Dieser Paragraph bedrohe mit Gefängnis bis zu einem Jahr jeden, der „Gegenstände zur Herbeiführung unsittlichen Verkehrs“ öffentlich anpreise oder ausstelle oder öffent-

liche Ankündigungen erläßt, welche dazu bestimmt sind, unzüchtigen Verkehr herbeizuführen. Wohlgerollt, hier sei unter „unzüchtigem Verkehr“ jeder, auch eheliche Verkehr verstanden, der nicht gerade den Zweck der Kindererzeugung habe. Das schlimmste aber sei, daß auch die deutsche Ärzteschaft sich auf den gleichen reaktionären Standpunkt stelle und die ärztliche Standesordnung einem wahren Bannfluch gegen die Ärzte schleudere, die sowohl innerhalb ihrer Praxis wie in Vorträgen oder Broschüren die Verhütungstechnik popularisieren. Da sei es denn kein Wunder, daß man 90 Proz. aller Deutschen als „sexualwissenschaftliche Analphabeten“ bezeichnen müsse, daß das Wissen um die Verhütungstechnik in Laientreisen so wenig verbreitet sei und daß von den üblichen und gebräuchlichen „Schutzmitteln“ die Hälfte glatt als unwirksam und die andere Hälfte als grob gesundheitschädlich zu bezeichnen seien. — Das gelte zuerst für die beiden im Proletariat besonders geübten und verbreiteten primitivsten Methoden, dem Ausnutzen der sogenannten „sterilen Tage“ und dem „Anachnehmen“. „Sterile Tage“ gäbe es nicht; wenn auch in der Mitte zwischen zwei Perioden die Empfängnisurcurve ihren Tiefstand erreiche, so sei diese Sentung nicht einmal sehr erheblich, noch viel weniger könne man von auch nur einigermaßen garantierter Sicherheit in dieser Zeit reden. Wesentlich schlimmer aber sei das „Anachnehmen“, das für beide Teile oft schwere nervöse Störungen im Gefolge habe und schuld an mancher zerrütteten Ehe sei. — Wenig Schutz gewährten auch die „Spülungen“, die noch dazu oft zu kalt oder zu heiß vorgenommen würden und so schwere Unterleibs-erkrankungen hervorrufen könnten. Ein Kubikzentimeter Sperma enthalte 26 000 000 Samentierchen — und es sei fast unmöglich, daß Spülungen alles restlos entfernen, besonders, da sie doch nie unmittelbar nach dem Akt vorgenommen würden. Die vielfach angepriesenen chemischen Verhütungsmittel erreichten gleichfalls keine vollständige Sicherheit. Chinin z. B. wirke nur 20–30 Minuten lähmend auf die Spermatozoen; andere Mittel seien geradezu lebensgefährlich, z. B. habe man nach der Anwendung von ungelöstem Sublimat bereits zwei Todesfälle festgestellt. — Die mechanischen Schutzmittel aber seien fast alle störend und oft Ursache schwerer Unterleibsleiden. Dies gelte besonders von den sogenannten „Stiften“, die oft genug schon Verletzungen und Blutvergiftungen mit tödlichem Ausgang hervorgerufen haben, besonders da diese Intrauterinstifte gleichzeitig, um bei etwa doch eintretender Schwangerschaft als Abtreibungsmittel zu wirken, fast stets zu groß genommen werden. Auch die vielfach angepriesenen sogenannten „Silkwormpessare“ gewährten zwar einen ziemlich sicheren Schutz, verursachten jedoch gleichzeitig Entzündungen und seien besonders bei bestehender Gonorrhoe sehr gefährlich. — Das bisher beste Schutzmittel sei das Ramses- oder Mensinga-pessar. Leider werde jedoch infolge der Einstellung der deutschen Ärzteschaft (vielleicht auch aus Geschäftsrücksichten! Berichterst.) den Frauen nicht gezeigt, wie sie sich selbst dieses verhältnismäßig sichere und durch lange Brauchbarkeit auch billige Schutzmittel einsehen können, eine Praxis, die z. B. in England allgemein üblich sei. Die Frauen in Deutschland trügen daher das Pessar meist von einer Periode bis zur anderen, die verjauchten Sekrete stauten sich auf diese Weise hinter dem Gummibüchsen und verursachten schwere Reizungen und Entzündungen der Gebärmutter. Jede Frau solle die Handhabung dieses Schutzmittels erlernen, denn es sei weder vom hygienischen noch vom ästhetischen Gesichtspunkt aus zu rechtfertigen, daß die Frauen hier in dauernde Abhängigkeit vom Arzt gehalten werden. — All diesen Schutzmitteln aber hafteten Unvollkommenheiten an, die erst durch den Ausbau der neuerdings entdeckten Schutzmethode durch Injektionen beseitigt werden könnten. Sowohl Prof. Haberland in Innsbruck wie gleichzeitig auch russischen Forschern sei es gelungen, aus Keimdrüsen resp. Spermaextrakt Schutzstoffe zu gewinnen, durch deren Injektion die Frauen für ein Jahr vor jeder Empfängnis geschützt seien! In Deutschland freilich sei unter dem geltenden Gesetz schon die Forschung auf diesem Gebiete unendlich erschwert, und gar die Popularisierung dieser Mittel, ihre Ruhbarmachung auch für das Proletariat sei so gut wie unmöglich. Trotzdem die „Rationalisierung des Geschlechtslebens“ völlig in der Linie der Entwicklung läge, sei sie doch von der politischen Entwicklung nicht zu trennen, und ein politisch rückständiges Land würde stets die alte kapitalistisch-militaristische Bevölkerungspolitik treiben. Demgegenüber habe das Proletariat als programmatische Forderungen aufzustellen: 1. Ausdrückliche Freigabe der Aufklärung, 2. Erforschung und Vervollkommen der Schutzmittel auf Staatskosten, 3. Versorgung mit Schutzmitteln durch die Krankenkassen.

R. E.

(Ueber die Anwendung von Verhütungsmitteln unterrichten kostenlos die Beratungsstellen des Bundes für Mutterchutz: Donners- tag von 7 bis 8 Uhr abends in der Aula An der Schillinos- brücke 2 (Gesundheitsamt) und Montags von 7 bis 8 Uhr abends Am Urban 10/11.)

Liebe oder Gehorjam? Auf einer englischen Kirchenkonferenz über die Reform des „Common Prave Book“ (der verbindlichen Schrift für den gesamten Gottesdienst) ist der Vorschlag gemacht worden, die Trauungsformel für die Braut zu ändern. Bisher gelobte die englische Braut, dem Manne zu „gehören“. Dieses Wort sollte umgeändert werden und von jetzt ab „lieben“ heißen. Bei der Abstimmung in der Versammlung der Bischöfe in Canterbury erhielt der Vorschlag nur 29 Stimmen, während 63 Stimmen dagegen waren.

## Geschichtsdarstellung für Mädchen.

Professor Dr. Mathilde Baerting, deren wissenschaftliche Unter-  
suchung über Frauenstaaten bei verschiedenen Völkern und zu ver-  
schiedenen Zeiten mit Recht Aufsehen erregten, weist in einem  
Aufsatz der Schweizerischen Zeitschrift „Schulreform“ auf Aus-  
wirkungen der heutigen Methode des Geschichts-  
unterrichts auf die Mädchen hin, die ernsteste Beachtung  
gerade von Seiten der für volle Gleichberechtigung kämpfenden Sozia-  
listen verdienen.

Niemals zuvor sind wir darauf aufmerksam gemacht worden,  
daß der heutige Geschichtsunterricht auf die Mädchen tief ent-  
mütigend wirkt, wirken muß. Beim Kodifikationsunterricht  
bemerkte ein Lehrer, daß die Knaben von den Heldentaten eines  
Cäsar, eines Hannibal, eines Alexander, von den Leistungen eines  
Napoleon und Bismarck sich aufs höchste angeregt und begeistert  
zeigten, während die Mädchen kühl und unbeteiligt blieben. Die  
Ursache liegt nicht etwa in einer größeren Passivität der weiblichen  
Natur, sondern in dem Umstand, daß alle diese weltgeschichtlichen  
Größen nicht allein männlichen Geschlechts sind,  
sondern den jungen Menschen als Idealtypen der Männ-  
lichkeit dargestellt werden. Jedem, auch dem unbegabtesten  
Knaben, ist es nicht verwehrt, sich mit dem Vorbild zu identifizieren  
und sich zur Nachahmung anspornen zu lassen. Bei dem Mädchen,  
auch dem hochbegabtesten, dagegen würde eine gleiche Identifizierung  
und Erweckung des Nachahmungstriebes als eine „unweibliche Ver-  
herrung“ empfunden werden. Diese Tendenz des herrschenden Ge-  
schlechtes, alles Große in der Geschichte als männlich abzustempeln,  
geht soweit, daß man sogar die wenigen großen Frauen, deren  
Spuren man nicht ganz hat verwischen können, als von „männlichem  
Geist“ besetzt, hinstellt. Auf keinen Fall sollen sie dem heran-  
wachsenden Mädchen als Beispiel dienen; dessen Vorbild ist allein  
die ewig gleiche, amorphe Masse der sich unterordnenden Durch-  
schnittsfrau.

Da unser heutiger Geschichtsunterricht in erster Linie als Folge  
der Klassen- und Geschichtsvorherrschaft Personengeschichte  
ist, sind die tief entmütigenden Wirkungen auf die weibliche Jugend  
jeder psychologischen Betrachtung offenbar. Aber auch in der Ge-  
schichte der Völker betrachtet sich der Mann allein  
als den traditionellen Träger aller Entwicklung; aus seiner Vorherr-  
schaftstellung heraus hält er fest an der Auffassung, daß der Mann  
die Geschichte zu machen, die Frau sie zu erleiden habe.  
Phasen des Mutterrechtes und des Frauenstaates, nicht nur der  
primitiven, sondern auch hochentwickelter Kulturvölker werden ein-  
fach übergangen. Um nur einige von Baerting angeführte Beispiele  
zu nennen: Wer hat je in der Schule etwas von Frauenherrschaft in  
Sparta, in Athen, in Ägypten gehört, wer weiß etwas davon, daß  
der Germane seine Frau zur Hochzeit Schwert, Schild und aufge-  
zäumte Rosse schenkte, daß die Römerinnen der Kaiserzeit sich voller  
juristischer Gleichberechtigung erfreuten, daß bei den Galliern die  
Frauen ihre Männer bei Handeln durch ihre Körperkraft schützten,  
daß die alten Briten weibliche Heerführer hatten, und eine von diesen  
den Römern die größte Niederlage bereitete, daß bei den Ägyptern  
unter Frauenherrschaft die Männer „Weberarbeit“ verrichteten  
(s. Herkules und Amphale) usw. usw.? Ein Lehrer, der in einer  
Knabenschule einmal die Frauenherrschaft in Ägypten behandelte,  
ließ auf Erstaunen und Widerwillen. Die gleichen Tatsachen hätten  
in einer Mädchenschule freudigste Aufmerksamkeit gefunden.

Während also die Geschichte beim Knaben die Aktivität  
und den Nachahmungstrieb erregt, führt die Einseitigkeit  
und Unvollständigkeit des heutigen Geschichtsunterrichts, die Zurech-  
nung bedeutender Frauen zum „männlichen“ Typ und die Aufstellung  
der Durchschnittsfrau als weiblichen Idealtyp die Mädchen zu  
Passivität und Resignation. Baerting knüpft an ihre  
Betrachtungen den Vorschlag, unsere Geschichtsbücher, zumal die  
für Mädchenschulen bestimmten, durch die Geschichte der Frauen-  
staaten und der Würdigung weiblicher Leistungen zu ergänzen und  
darüber hinaus zu erstreben, die Größe hervorragender Menschen  
von ihrem Geschlecht zu lösen und sie der Jugend als ein ohne  
Unterschied des Geschlechts zu erstrebende rein menschliche  
Größe darzustellen. h. S.

## Berliner Frauen beim Volksentscheid.

In der Zeitschrift „Berliner Wirtschaftsbetriebe“ findet sich  
eine Zusammenstellung über das Ergebnis des Volksentscheides bei  
getrennter Abstimmung der Geschlechter. Wichtigste Zahlen dieser  
Untersuchungen sind die über das Berliner Gesamtergebnis. Es  
gab damals männliche Stimmberechtigte 1358 871 — 44,6 Proz.,  
weibliche Stimmberechtigte 1 684 837 — 55,4 Proz., davon wurden  
abgegeben: männliche Stimmen 912 694 — 48 Proz., weibliche  
Stimmen 990 523 — 52 Proz. Von 100 stimmberechtigten  
Männern stimmten 67,2 Proz., von 100 stimmberechtigten  
Frauen 58,8 Proz. In einzelnen Bezirken verursachte  
trotz ihres zahlenmäßigen Uebergewichts die größere Wahlmündigkeit  
der Frauen sogar ein Uebergewicht der Männerstimmen, wie in  
Spandau, wo auf 51,4 Proz. Männerstimmen nur 48,6 Proz. auf  
die Frauen entfielen. In Reinickendorf und Köpenick waren die  
entsprechenden Zahlen 50,3 und 49,7 Proz. Die geringste Be-  
setzung der Frauen ergibt sich in dem vornehmen Fehldorf mit  
48,6 Proz. männlicher Stimmen auf 51,4 Proz. weiblicher Stimmen  
(bei einer Stimmberechtigung von 40,2 Proz. zu 59,8 Proz.) und  
die größte im Arbeiterbezirk Wedding mit 47,8 Proz. männlicher

Stimmen auf 52,2 Proz. weiblicher (Stimmberechtigung: 46,1 Proz.  
zu 53,9 Proz.). (Im Spandauer Bezirk hatte man auch die Ja-  
und Neinstimmen nach Geschlechtern getrennt, wobei sich für die  
Neinstimmen bei den Männern 973 = 4 Proz. der abgegebenen  
Stimmen, bei den Frauen 719 = 3,1 Proz. ergaben.)

Trotzdem gerade das Unrecht der Fürstenabfindung in der Ein-  
sachheit seiner Problemstellung besonders viel Frauen an die Wahl-  
urne getrieben hat, zeigt sich auch bei dieser Gelegenheit, daß das  
Frauenwahlrecht sich zu Ungunsten derjenigen Parteien auswirkt,  
die es geschaffen haben.

## Das Ehescheidungsproblem im Roman.

Bei den Verhandlungen im Rechtsausschuß des Reichstages über  
die Reform der Ehescheidung wurde von rechtsstehender Seite der  
Einwand erhoben, daß die Frauen durch eine Erleichterung der  
Scheidung geschädigt würden. Von der sozialdemokratischen  
Abgeordneten Frau Dr. Stegmann wurde demgegenüber betont,  
daß gerade die Frauen eine Erleichterung der Scheidung fordern.  
Einen wertvollen Beitrag zur Forderung der Reform der Schei-  
dungsbestimmungen, der auch für Deutschland gilt, bildet der letzte  
Band des jetzt abgeschlossenen vorliegenden Romans „Die For-  
sytte-Saga“ des englischen Dichters Galsworthy, in dessen  
Mittelpunkt die Ehe und die Scheidung des Soames Forsyte und  
der Irene steht. Der Roman schildert in der Familie Forsyte das  
bestehende Bürgertum des 19. Jahrhunderts. In die durch die capita-  
listische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung gewährleistete Sicher-  
heit des Besizes bricht die neue Zeit der Gegenwart ein mit ihren  
Erschütterungen, mit sozialistischen Forderungen im Interesse der  
Gemeinschaft, mit Prinzipien, die nicht den Besitz als erste Grundlage  
und letztes Ziel der Gesellschaft hinstellen. Der erste Teil des Werkes  
heißt „A Man of Property“ („Ein Mann von Besitz“). Dem Worte  
„Property“ haftet im Englischen der Begriff des privaten Eigentums  
an und zu diesem privaten Eigentum des Soames Forsyte gehört auch  
seine Frau Irene. Daß er dieses Eigentumsrecht rücksichtslos geltend  
macht, führt schließlich zur unwiderruflichen Zerstörung seiner Ehe.

Irene, die vermögenslos ist und in unerfreulichen Verhältnissen  
lebt, hat den reichen Soames geheiratet, ohne ihn zu lieben. Der  
Mann ist leidenschaftlich in das ungewöhnlich schöne Mädchen ver-  
liebt und drängt in sie, ihn zu heiraten. Sie gibt schließlich ihr  
Zawort gegen sein Versprechen, sie freizugeben, wenn sie fühlt, daß  
sie mit ihm nicht glücklich sein kann. Sie wird auch nicht glücklich  
mit ihm, und es besteht keinerlei Interessengemeinschaft zwischen  
ihnen. Da lernt sie den jungen Architekten Besinney kennen und  
lieben, wird von ihm wieder geliebt und verlangt von Soames ihre  
Freigabe. Nun macht ihr Gatte brutal sein Besitzrecht am Körper  
seiner Frau geltend. Da geht Irene von ihm, nicht zu Besinney,  
der, als er von dem Geschehen gehört hat, verwirrt blindlings in  
ein Auto hineingerannt ist und getötet wurde. Zwölf Jahre lang  
lebt Irene einsam. Soames hat sich nicht von ihr scheiden lassen, ja,  
er verlangt sie schließlich zurück, da sie als noch nicht geschiedene  
Frau sein Eigentum geblieben ist. Vor allem will er von ihr einen  
Sohn haben, den Erben seines Namens und seines Besizes. Er  
würde bei aller Leidenschaft, die ihn noch immer für Irene beherrscht,  
auch eine andere Frau heiraten, um sich den ersehnten Erben zu  
verschaffen, aber er hat jetzt keinen Scheidungsgrund mehr, da Irene  
einsam lebt und keinen Ehebruch begeht. Aus den zwölf Jahre  
zurückliegenden Beziehungen zu Besinney hat Soames kein Klage-  
recht mehr, weil er seinerzeit nicht geklagt hat. Nach dem Juristen-  
deutsch würde man sagen, daß dieses Recht durch Verzeihung er-  
loschen ist, die in der Tatsache erblickt wird, daß die Klage nicht aus  
der Verzeihung erhoben wurde. Soames hat also immer noch das  
formale Recht, sein Recht auf Irenes Körper zu fordern. In Irene  
jedoch hat sich der Widerwille gegen ihren Gatten seit jener Ver-  
gewaltigung ihres Leibes, zu der er berechtigt gewesen ist, so ge-  
steigert, daß sie alles tun will, um die Scheidung zu erdosieren.  
Sie wird die Geliebte von Jolyon Forsyte, dem Vater ihres Gatten  
und gibt Soames mit diesem Ehebruch den Scheidungsgrund. Es  
ist der gleiche Vorgang, wie wir ihn bei uns kennen. Da eine  
Scheidung nur auf Grund der Schuld des einen Teiles möglich ist,  
so muß diese Schuld geschaffen werden, entweder tatsächlich, wie  
in dem englischen Roman, oder sie wird vorgetäuscht, wie es bei uns  
häufig in Ehescheidungsprozessen vorkommt.

Soames heiratet nun eine Französin, die ihm nur eine Tochter  
schenkt, „Fleur“ („Die Blume“) genannt. Irene hat Jolyon ge-  
heiratet und schenkt ihm einen Sohn. Die beiden Kinder lernen  
sich durch Zufall kennen und lieben und stehen, als sie die Geschichte  
ihrer Eltern erfahren, vor der Frage, ob sie einander angehören  
dürfen, oder sich aufgeben sollen. Jolyon stirbt, und sein Sohn Jon  
weiß, daß er durch seine Heirat mit Fleur das Leben seiner ein-  
samen Mutter zerstören würde. Auf der anderen Seite fürchtet er,  
durch einen Verzicht das Leben des geliebten Mädchens zu zerstören.  
Die Mutter gibt dem Sohne die Entscheidung frei, und Fleur, die  
echte Tochter ihres Vaters, macht ein Besitzrecht an Jon geltend.  
Von diesem Besitzanspruch zurückgestoßen, entscheidet sich der Jüngling  
für die Trennung von Fleur und geht mit seiner Mutter ins Aus-  
land. Soames aber lernt die Lehre, die er nie begreifen wollte, daß  
auch der reichste Mann sich und den Seinen nicht das Recht auf  
andere Menschen, das Recht auf Liebe, kaufen kann. Im zweiten  
Teil des Romans, der den Untertitel „Vor Gericht“ führt, ist die  
eigentliche Geschichte der Scheidung mit den Advokatengepflogenen  
und Kniffen behandelt. Auch dabei kann man an deutsche  
Erfahrungen denken.

Wenn allgemein der Roman zeigen will, daß der Glaube an den Besitz überaltert ist, so ist sicherlich besonders veraltet die Auffassung vom Besitzrecht des Mannes an der Frau, die auch das deutsche bürgerliche Gesetzbuch in seinen verschiedenen Ehebestimmungen noch zeigt. Das ist der Grund, weshalb die Frauen aller Kreise mehr oder weniger eine Erleichterung der Scheidungsbestimmungen fordern. Auch im Hinblick auf diese Tatsache ist die Lektüre des wunderbaren englischen Romans nachdrücklich zu empfehlen.

Henni Behmann.

## Tragödie der Verlassenen.

In der Abendausgabe vom 3. März berichtete der „Vorwärts“ von dem Attentat der Ilse Biendl auf den Direktor Grau, bei dem dieser und sein Chauffeur schwer verwundet wurden, und ihrem nachfolgenden Selbstmordversuch, dem die Unglückliche inzwischen erlegen ist. Das Motiv der Tat — nicht Eifersucht im landläufigen Sinne — enthüllt in erschütternder Weise die seelische Hilflosigkeit der verlassenen Frau. Der Bruder der Toten stellt uns den letzten Brief der Schwester zur Verfügung, aus dem wir wegen der typischen Bedeutung dieses Falles für Tausende von ähnlichen das Wichtigste wiedergeben.

Sieben Jahre hatte das Verhältnis gedauert, und viermal hatte die Biendl ein Kind empfangen, das sie gegen ihren Willen, nach heftigen Auseinandersetzungen mit dem nur auf Genuß und Schein bedachten Manne hatte abtreiben müssen. (Verschieden der uneingeschränkten Abtreibungsfreiheit sollte dieser typische Fall zu denken geben!) Auf bitterste in ihrer Mutterhoffnung betrogen, in ihrer Gesundheit geschädigt, wird die Frau von dem ihrer Ueberdrüssigen achlos beiseite gemorren. Aber sie denkt gar nicht mehr an eine Heirat, sie verachtet die Niedrigkeit des Mannes, sie will „von so einem Schuft“ auch kein Geld mehr, das vielleicht auch nicht auf sehr saubere Weise zusammengekommen ist. Nur für einen Monat will sie noch über Wasser gehalten werden, um die Miete zahlen zu können, um vor dem Hunger geschützt zu sein. Das Geld bleibt aus, und so kommt es zur Verzweiflungstat.

Mütter, hört die Warnung, die in den Worten der Unglückseligen liegt: „Hätte ich was gelernt... dann würde ich mich in die Arbeit hineinwürzen.“ Erzieht eure Töchter nicht einseitig für den Mann und für die Ehe, gebt ihnen eine neue Einstellung zum Leben, so daß sie ihre Erfüllung auch in sinnvoller, befreiender Tätigkeit finden, und etwaige Enttäuschungen in der Liebe anders und positiver beantworten, als die zum Objekt männlicher Brutalität herabgewürdigte Frau alten Stils.

H. S.

## Bei „den Abtreibern“.

II.

Da tritt die Stubenälteste auf die Neuangekommene zu: „Nu machen Sie man nicht son böset Gesicht, wir tun Ihnen nischt, kommen Sie man ran an Tisch! Hier haben Sie eenen Schemel, da setzen Sie sich druff und hier haben Sie eenen Vessel und hier — auf einen Schrant zeigend — haben Sie Ihren Wandschrank, hier ist Ihr Kaffeebecher und Ihr Butternapf drinn, der Faß Butter müssen Sie sich schäiden lassen! Dann holt sie geschäftig einen braunen Schnaps mit einem Brei von undefinierbarer Farbe von den Heizröhren und setzt ihn mit einer ermunternden Aufforderung zum Essen der Stumm auf ihren Schemel vor sich hin Schluchzenden vor: „Nu essen Sie man! del is „jemischiet Jernüse“, der Kotelett kommt noch!“ Verwundert schaut die Neue auf, als sie die Verheißung von dem Kotelett hört. Da es Sonntag ist, glaubt sie an die Kotelettverheißung, kann sich aber nicht entschließen, den Brei anzurühren und hoffte auf die stärkende Wirkung des verheißenden Koteletts. Doch vergeblich wartete sie auf die gewünschte Fleischstärkung\*) und als sie beschneiden bemerkte, daß das Kotelett doch vielleicht vergessen worden sei, erscholl ringsum wiederndes Geschächter und nun wurde der Wartenden klar, daß man sie schmächlich gefoppt hatte. Doch die Stubenälteste ging zu ihrem Wandschrank, holte daraus eine Schmitte Brot und ein kaltes, gebratenes Kotelett, teilte es in zwei Hälften und reichte die eine Hälfte gutmütig der Gefoppten, mit der lebenswürdigen Bemerkung: „Nu soll'n Sie aber doch wirklich een Stückchen Kotelett haben, ich habe jeshern een Paket bekommen, del hat meine Tochter jebroten. Wir teilen uns hier immer alles und nun machen Sie man een andres Gesicht, del ist alles nicht so schlimm.“ Befangen, doch dankbar nahm die so gültig Bekannte die Fleischgabe entgegen, hatte sie doch seit drei Tagen, während der Inhaftierung auf dem Polizeipräsidium, nichts gegessen. Das Verzehren der kleinen Fleischspeise hatte der fast Verzagenden wohl neuen Mut eingegeben, denn nun wagte sie es, sich ihre Mitgefängenen anzusehen und fand ringsum freundliche, lebenswürdige Gesichter.

Es waren meistens ältere Frauen, schon über die Fünfzig hinaus, mit weißen Haaren und verhärmten Gesichtszügen; nur eine ganz junge Hebamme hielt sich etwas abseits von allen und schaute mitleidig und verständnisvoll auf die Neueingelieferte.

\*) Der Zeitpunkt der in dieser Skizze geschilderten Begebenheiten war Herbst 1924; zu dieser Zeit gab es noch keine besonderen Fleischgaben. Erst im März 1925 hatte sich die Beförderung der Unterjuchungsgefangenen durch besondere Fleischzulagen bedeutend gebessert.

Da kam die Stubenälteste, eine schlank, blasser Frau in den dreißiger Jahren und setzte sich zutraulich der Neuangekommene gegenüber, sie neugierig fragend:

„Wat haben Sie jemacht? jeshpriht, jeshisst oder jeshiekt?“ Verständnisslos starrte die Gefragte der so led Fragenden ins ironisch lächelnde Gesicht. Doch die läßt sich nicht verblüffen und meint geringschuldig:

„Nu haben Sie sich man nicht so, wir haben alle detfelbe jemacht, hier sind Sie bei de Abtreiber und Sie habens ooch jemacht, haben hinejehat, wo Sie nicht hinejassen sollten!“

Die so Zurechtgewiesene schlug ausschlagend beide Hände vor's Gesicht, die Arme auf den Tisch stühend, und weinte bitterlich. Mitleidig ging die junge Hebamme zu ihr, um sie zu trösten und verwies freundlich aber bestimmt der Stubenältesten ihr frivolos Gerede.

Eine bange Stimmung überfiel alle Anwesenden und eine bleiche ganz weißhaarige Frau murmelt vor sich hin:

„Sie ist die Dreizehnte, wenn sie sich bloß nicht noch uffhängt!“

Die Stubenälteste zog sich beleidigt zurück: „Dann hängt sie sich uff! Hier hat sich schon manche uffhängt oder Glas jeschrenken.“

Eine andere stieß die so herzlos Redende in die Seite: „Sel doch süll! Du weißt ja noch gar nicht warum sie weint, Du bist aber auch gleich zu drastisch!“

Noch eine andere trat zu den beiden, die Schluchzende mit sunfelnden Blicken messend:

„Seht ihr denn nicht? Dett ist eene ganz Feine, del de Oberuffseherin die ooch mang uns jeshoppt hat.“ Und eifrig steckten sie die Köpfe zusammen und tuschelten, hin und wieder die Weinende beobachtend, die plötzlich energisch ihre Tränen trocknete und ihr blaßes, verweintes Gesicht der Stubenältesten zuwendend: „Sie brauchen nicht denken, daß ich Ihnen etwas übel genommen habe, ich mußte an meine unglücklichen, verlassenen Kinder denken, deshalb mußte ich weinen. Auch Sie brauchen nicht denken, daß ich mich aufhängen werde, trotzdem ich hier die Dreizehnte bin, das würde ich meinen Kindern nicht antun; übrigens,“ fügte sie scherzhaft hinzu, „war dreizehn immer meine Glückszahl!“

Die Frauen kamen wihbegierig, doch freundlich näher, und setzten sich um den langen Tisch und nun begann ein eifriges Fragen und Erzählen. Die Stubenälteste holte von der Heizröhre einen großen Krug Kaffee und aus ihrem Schränkchen Kuchen. Auch ein paar andere holten Kuchen herbei und alle gaben eifrig der Neuen von ihrem Kuchen ab, man war schnell wieder versöhnt, da die doch auch nur eine Unglückliche war wie sie alle selbst, und eine nach der anderen erzählte zum soundso vielen Male ihre Lebensgeschichte. Dann wurde die Neue noch eingeweiht in die Verhältnisse des Hauses — da läutete es zur letzten Mahlzeit — der Abendstunde — es war 4½ Uhr nachmittags...

Eine Stunde später läutete es abermals, nun wurden die Gefangenen in den Schlafsaal geführt. Eine neue, furchtbare Ueberfischung stand der Neueingelieferten bevor. Sie befand sich mit einem Male in einem großen, düsteren Raum, in dem zwanzig Eisenblechkästen standen. Diese Kästen waren zwei Meter hoch und eineinhalb Meter breit und zweieinviertel Meter lang.

Die Vorderseite war eine Drahtgitterwand, ebenfalls der Deckel des Kastens. Diese Eisenblechdrahtkästen glichen den Transportkästen der wilden Tiere des Zoologischen Gartens und waren für Menschen ein ganz unwürdiger, gemeiner und ungesunder Aufenthalt für die Nacht! Wenn diese Kästen — um dem unwürdigen Aufenthalt zu mildern — noch mit weißer Farbe angestrichen wären, aber sie waren in einem düsteren Grau gehalten — das Militärgrau der Stahlhelme und wurden — nachdem jede Gefangene ihren Kasten betreten — mit schweren Riegeln verschlossen. In diesem Wartenkasten für die Nacht befand sich ein schmales Bretterbett, ein Schemel, ein Wasserkrug und ein Zinkimer, dem ein intensiver Harngeruch entströmte.

Die älteren Frauen waren ängstlich bedacht, daß auch ja nicht für die Nacht die Fensterklappen offen bleiben sollten, sie waren die Bestluft schon gewöhnt — wie eine Ziege den Duft ihres Stalles. Die neueingelieferte, unglückliche Frau sank mit einem Wehlaut auf die Bretter ihres Bettgestelles, die mit einer, ebenfalls unangenehm riechenden, dünnen Matratze belegt waren. Die Bettwäsche war frisch und sauber. Schwer legte sich ihr der Pestgeruch dieses Raumes auf die mühsam atmende Brust und immer wieder starrte sie zum Gitterdeckel des Kastens empor — narrete sie ein Spuk — ein entsetzlicher Traum? Was es wirkliche Wirklichkeit? Daß im 20. Jahrhundert die armen Gefangenen gänzlich aller Menschenwürde entkleidet für die Nacht wie wilde Raubtiere in enge Eisenblechkäfige eingesperrt wurden? Ja, es war bittere Wirklichkeit und vergebens findet man eine Antwort auf die quälende Frage: Warum?

Doch wie auch die Menschen Qualen erinnern für ihre Mitmenschen, die erbarmende Nacht bringt doch einem jeden einige Stunden Vergessens aller Qual, aller Reue und aller Leiden.

Nur die Nacht ist harmherzig. Menschen sind es nur, wenn sie ihr eigenes zartes Gewissen beruhigen wollen.

Würde es bei den Menschen echte Barmherzigkeit geben, dann wären diese Menschenkäfige aus Draht und Eisenblech aus den Schlafsälen der Gefängnisse längst verschwunden.

Fanny Hoffmann.